

Zwischen Rationalität und Emotionalität

Die Sprache in der Wissenskommunikation

Thomas M. Klotz

Die Beiträge des vorliegenden Bandes weisen nachdrücklich auf die Bedeutung der Landessprache in der Wissenskommunikation hin. Dabei changieren die Argumentationslinien zwischen Rationalität und Emotionalität. Das zeigt, wie sehr die Debatte über die Rolle der Landessprache die Gesellschaft innerhalb wie außerhalb des Wissenschaftsbetriebs beschäftigt.

Die meisten Beiträge in diesem Band rekurrieren auf eine Diskrepanz zwischen einer Anglophonisierung in Wissenschaft und Forschung einerseits und der Bedeutung der Landessprache für die Kommunikation von Erkenntnissen andererseits. Dabei sind sich die Autoren darin einig, dass die Wissenschaft eine gewisse Verantwortung hat, die gewonnenen Erkenntnisse mit der Öffentlichkeit zu teilen. Oder, wie es die ehemalige Bundeswissenschaftsministerin Anja Karliczek (CDU) formuliert hat: „Wissen verpflichtet. Die Wissenschaft sollte schon auch ein Eigeninteresse an einem guten Dialog mit der Gesellschaft haben. Dialog schafft Vertrauen. Und nicht zuletzt wird die Wissenschaft von Bürgerinnen und Bürgern ja auch in weiten Teilen finanziert.“¹

Welche Rolle spielt nun bei diesem gesellschaftlichen Auftrag die jeweilige Landessprache?

Die Aufgaben der Wissenskommunikation

Es gibt verschiedene Gruppen innerhalb der Gesellschaft, mit denen die wissenschaftlichen Erkenntnisse geteilt werden können und sollen; man unterscheidet grundsätzlich zwischen interner und externer Wissenskommunikation. Dabei gibt es verschiedene Stellen, wie etwa politische Stiftungen, Wissenschaftsjournalisten und Nichtregierungsorganisationen, die in eine entscheidende Vermittlerrolle eintreten, wenngleich, wie das Zitat der ehemaligen Bundesbildungsministerin Karliczek zeigt, auch die Wissenschaft selbst in der Verantwortung ist, Wissen zu kommunizieren. Und gerade in Zeiten der digitalen Transformation, die den Zugang zu einem immensen Umfang von wissenschaftlichen Erkenntnissen ermöglicht, braucht es eine adressatengerechte Ansprache. Die Wissenskommunikation „muss Wissen ver-

stärkt kuratieren, moderieren und integrieren, es in informationelle, erkenntnistheoretische und gesellschaftliche Sinnzusammenhänge stellen und damit als Brückenbauerin zwischen Wissenschaft und Gesellschaft fungieren“.²

Durch die Mannigfaltigkeit der Varianten und Interdependenzen der Kommunikationsmöglichkeiten zwischen wissenschaftlichen Disziplinen, mit der Studierendenschaft, mit vermittelnden Institutionen, den allgemeinen und Fachmedien sowie der Öffentlichkeit erscheint die breitere Begriffsfassung als **Wissenskommunikation** hierbei zielführend.³ Neben den traditionellen Formen von Wissenskommunikation, wie Aufsätze in Fachpublikationen, Experteninterviews und dergleichen, hat sich in der jüngsten Zeit eine Fülle von neuen Möglichkeiten ergeben, etwa mittels FabLabs, Citizen Science und Podcasts. Zentral dabei bleibt als Mittel der Kommunikation: die Sprache.

Sprache als Teil des Arguments

Die Wahl der Sprache hat, so die Prämisse der Beiträge in diesem Band, einen großen Einfluss auf den Erfolg der Wissensvermittlung. So wird in Fachkreisen in der Regel anders debattiert als in der breiten Öffentlichkeit, auf internationaler Ebene anders als auf nationaler. Und auch die mit Begriffen verknüpften Assoziationen unterscheiden sich in den jeweiligen gesellschaftlichen Schichten, Kultur- und Sprachkreisen. Somit ist die Sprachenwahl nicht nur für die Informationsübermittlung entscheidend, sondern auch für die damit verknüpften Emotionen, kulturellen Prägungen und Erwartungen. Peter Geimer, Professor für Kunstgeschichte an der FU Berlin, bringt es auf den Punkt, wenn er sagt: „Für Geisteswissenschaften ist die Sprache nicht Mittel zum Zweck, sondern zentraler Bestandteil ihres Argumentierens.“⁴

Dass jedoch nicht nur in den Geisteswissenschaften die Wahl der Sprache von entscheidender Bedeutung ist, zeigen die Beispiele von Tareq Syed und Winfried Thielmann in diesem Band.

Nun bringt es unzweifelhaft gewisse Vorteile mit sich, wenn sich der Wissenschaftsbetrieb auf eine **lingua franca**, eine gemeinsame Verkehrssprache, einigt. In den zurückliegenden Jahrhunderten waren beispielsweise Latein und Französisch weitverbrei-

tete Wissenschaftssprachen. Heute wird in Forschung und Lehre vermehrt auf Englisch kommuniziert, was einen internationalen Informationsaustausch erleichtert, Kooperationen über Landesgrenzen hinweg zum Teil erst ermöglicht und auch die Vergleichbarkeit von wissenschaftlichen Erkenntnissen steigert. Hinzu kommt die Möglichkeit, bestimmte Begriffe und Definitionen überhaupt erst prägnant zu etablieren. Als Beispiel sei hier die in der Politikwissenschaft verbreitete Unterscheidung zwischen *polity*, *politics* und *policy* genannt.⁵ Dies führt zu einer sprachlichen Hybridität im wissenschaftlichen Alltag.

Was bedeutet Internationalisierung?

Dabei kann die Frage danach, ob eine Internationalisierung der Wissenschaft – und insbesondere der Lehre – mit einer Anglophonisierung einhergehen muss, kritisch betrachtet werden, wie es etwa Pierre Frath in diesem Band macht. Bekommt ein Studiengang allein durch die Verwendung der englischen Sprache einen internationalen Charakter oder folgt aufgrund des als international relevant erscheinenden Inhalts des Studienangebots die Verwendung der *lingua franca* Englisch?

Diese Frage stellen sich Wissenschaftler weltweit und vor allem auf dem von einer immensen Sprachenvielfalt geprägten europäischen Kontinent. So verweist beispielsweise Giancarmine Bongo in seinem Beitrag auf die erfolgreiche Klage von mehr als hundert Professoren der Technischen Universität Mailand vor dem Verwaltungsgericht der Lombardei gegen den Beschluss der dortigen Universitätsleitung, Master- und Promotionsstudiengänge in den Ingenieurwissenschaften und der Architektur nur mehr auf Englisch anbieten zu wollen. Nach einem weiteren Rechtsverfahren urteilte schließlich der italienische Verfassungsgerichtshof unter anderem, dass es sehr wohl einzelne Lehrveranstaltungen ausschließlich auf Englisch geben dürfe, dem Italienischen aber der Vorrang bei der Sprachenwahl eingeräumt werden müsse. Damit folgte die Argumentation, die auch die Autoren dieses Bandes mit verschiedenen Aspekten unterfüttern: Durch eine Vereinheitlichung der Sprache kann es zu einem Verlust von Spezifika kommen, gerade auch in landesspezifischen und kulturellen Bereichen.

Und: Die englische Sprache wird nicht überall und von jedem in gleicher Weise beherrscht. Begriffe werden,

etwa durch Hybridität, aus den Landessprachen übernommen oder finden kein entsprechendes Pendant im Englischen. Hierbei gilt es festzuhalten, dass das Fehlen einer adäquaten Ausdrucksweise auf Englisch grundsätzlich noch keinen Rückschluss auf die wissenschaftliche Qualität der Aussage hat.⁶

Hinzu kommt der Umstand, dass ein Großteil der Studienabsolventen einem Beruf außerhalb der Wissenschaften nachgeht, also in Unternehmen, Behörden etc. Der Zugang zum Arbeitsmarkt, darauf verweist Melanie Moll in ihrem Beitrag, kann bei internationalen Studierenden durch mangelnde Kenntnisse der Landessprache beeinträchtigt werden. Und auch die Anzahl der Studienabbrecher ist unter jenen Studierenden höher, die der Landessprache nicht oder nur in geringem Umfang mächtig sind.

Immer wieder wird in diesem Band auf die soziale Verantwortung der Wissenskommunikation verwiesen. Diese, so schreibt etwa Ralph Mocikat, kann nur in der jeweiligen Landessprache erfolgreich wahrgenommen werden. Sie ist zudem auch verknüpft mit dem jeweiligen Wissenschaftssystem und der Möglichkeit zur Partizipation am demokratischen Diskurs.

Zwischen Rationalität und Emotionalität

Wie kann nun der Konflikt zwischen einer Anglophonisierung der Wissenschaft und der Rolle der Landessprache bei der Wissenskommunikation aufgehoben oder zumindest abgemildert werden?

Dass das Englische in vielen Bereichen der Wissenskommunikation durchaus eine gewisse Berechtigung hat, scheint unbestritten zu sein. Indes kommt es insbesondere in der Lehre an Hochschulen und Universitäten auf das Verhältnis bei der Sprachenwahl an. Durch den immensen Anstieg der ausschließlich auf Englisch angebotenen Lehrveranstaltungen an europäischen Hochschulen wird befürchtet, die nationalen Wissenschaftssysteme einer (vermeintlichen) Internationalisierungsbestrebung zu unterwerfen, die letztlich lediglich eine Diglossie von Landessprache und Englisch mit sich bringt. Die in der jeweiligen Landessprache geprägten wissenschaftlichen Begriffe, Theorien und dergleichen werden damit vernachlässigt, die Verständlichkeit von Lehrveranstaltung und notwendige Präzision der Erkenntnisse abgeschliffen.

Daher wird weniger die Abschaffung des Englischen im Wissenschaftsbetrieb grundsätzlich gefordert, sondern vielmehr die Stärkung der jeweiligen Landessprachen, etwa mittels verpflichtender Sprachkurse und der Anhebung der vorausgesetzten Sprachniveaus. Weiter könnte der Anreiz zur Verwendung der Landessprache durch Fördermaßnahmen für landessprachlich verfasste wissenschaftliche Beiträge gesteigert werden.

Letztlich wird es (weiterhin) eine bereichernde Notwendigkeit bleiben, Sprachen zu erlernen, wenngleich es durch die Weiterentwicklung von Übersetzungsprogrammen mittels Künstlicher Intelligenz künftig bedeutende Hilfsmittel bei der Übersetzungsarbeit geben wird. Dass jedoch auch hier zur Vorsicht gemahnt sein sollte, darüber schreibt Werner Müller-Pelzer.

Die Debatte über die Rolle der Landessprache in der Wissenskommunikation, sei es innerhalb der Wissenschaft, in der universitären Lehre oder mit der Gesellschaft allgemein, ist damit bei Weitem nicht zu Ende geführt. Vielmehr bedürfte es einer gesellschaftlichen Diskussion darüber, wie die Wissenschaft ihrer Verantwortung gegenüber der Gesellschaft gerecht werden kann und wie dies in einem geeinten Europa

der Vielfalt geschehen kann. Auf nationaler, europäischer und internationaler Ebene wäre daher der Fokus auf eine kohärente Sprachenpolitik wünschenswert und notwendig.

Die Wissenschaft hat sich in den vergangenen Jahrhunderten immer wieder mithilfe einer lingua franca eine Kommunikationsebene für den Austausch von Informationen gesucht. Heute ist der Anspruch an die Forscher indes sehr viel größer, ihr Wissen auch mit einem breiten Publikum zu teilen. Somit wird die Polyglossie, also die Mehrsprachigkeit, auch in der Wissenschaft an Bedeutung gewinnen.

Sprache ist ein sensibles, emotionales Thema. Sie ist tatsächlich viel mehr als reine Wissensvermittlung, denn sie prägt die Gedanken- und Gefühlswelt der Menschen. Insofern wäre ein modus vivendi wünschenswert, der sowohl die Notwendigkeit des internationalen Austausches mittels der lingua franca Englisch als auch die Bedeutung der Landessprachen für den jeweiligen Sprach- und Kulturraum berücksichtigt.



Thomas M. Klotz,
Dipl. sc. pol. Univ.

leitet das Referat für Bildung, Hochschulen, Kultur in der Akademie für Politik und Zeitgeschehen der Hans-Seidel-Stiftung e.V.

Anmerkungen:

- 1 Wiarda, Jan-Martin: „Es ist wirklich Zeit für diesen Kulturwandel“ – Interview mit Wissenschaftsministerin Anja Karliczek, 14.11.2019, siehe: <https://www.jmwiarda.de/2019/11/14/es-ist-wirklich-zeit-f%C3%BCr-diesen-kulturwandel/>, Stand 9.4.2024.
- 2 Sauer, Linda: Wissenschaftskommunikation in der intermedialen Öffentlichkeit: Drei Denkanstöße mit Hannah Arendt, in: Wissen kommunizieren, hrsg. von Claudia Paganini, Marlis Prinzing und Julia Serong, Baden-Baden 2023, S.119.
- 3 Vgl. den Beitrag von Ralph Mocikat in diesem Band.
- 4 Thiele, Carmela: Die Sprache ist Teil des Arguments, in: Max Weber Stiftung „Weltweit vor Ort“, 11/2023, S. 20.
- 5 Unter polity sind die politischen Institutionen („Form“), unter politics die politischen Prozesse und unter policy die politischen Inhalte zu verstehen.
- 6 Vgl. die Beiträge von Hans Goebel und Winfried Thielmann in diesem Band.